Jörg Metelmann

Zukunfts DEAL

Kulturelle Innovation für solaren Wohlstand

oekom

Die Veröffentlichung dieses Werkes wurde ermöglicht durch einen Druckkostenbeitrag aus dem Publikationsfonds der Universität St.Gallen (Projekt-Nr. 1031700).



Universität St.Gallen

Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus Informationen insbesondere über Muster, Trends und Korrelationen gemäß § 44b UrhG (»Text und Data Mining«) zu gewinnen, ist untersagt.
Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek: Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über www.dnb.de abrufbar.

© Jörg Metelmann / oekom verlag
2026 oekom verlag, München
oekom – Gesellschaft für ökologische Kommunikation mbH
Goethestraße 28, 80336 München
+49 89 544184 – 200
info@oekom.de

Layout und Satz: oekom verlag
Umschlagabbildung: Warming Stripes – Global, 1850 – 2020: Ed Hawkins, University of Reading, CC BY (showyourstripes.info); Betonhintergrund: © Adobe Stock: Olga Kovalenko
Umschlaggestaltung: Ramona Lotter, oekom verlag
Druck: Elanders Waiblingen GmbH, Waiblingen

Dieses Werk ist ab 01.10.2027 lizenziert unter der Creative-Commons-Lizenz CC BY-NC-ND 4.0. Diese Lizenz erlaubt das Vervielfältigen und Weiterverbreiten des Werkes, nicht jedoch seine Veränderung und seine kommerzielle Nutzung. Die Verwendung von Materialien Dritter (wie Grafiken etc.) in diesem Buch bedeutet nicht, dass diese ebenfalls der genannten CC-Lizenz unterliegen. Auch in dem vorliegenden Werk verwendete Marken, Unternehmensnamen, allgemein beschreibende Bezeichnungen etc. dürfen nicht frei genutzt werden. Die Rechte des jeweiligen Rechteinhabers müssen beachtet werden, und die Nutzung unterliegt den Regeln des Markenrechts, auch ohne gesonderten Hinweis.

ISBN: 978-3-98726-578-5
https://doi.org/10.14512/9783987266911



Jörg Metelmann

ZukunftsDEAL

Kulturelle Innovation für solaren Wohlstand

oekom

Inhalt

Vorwort

Gut gebrüllt, Löwe?

Die Stunde Zweipunktnull zwischen Zweifel und Zuversicht 11

Einleitung

Kulturelle Innovation für solaren Wohlstand

Wie werthafter Wandel die Zukunft bestimmen kann 15

Erster Teil

Kultur als Hebel – welche Kultur aber?

Das DEAL-Schema und die Paradigmen der werthaften Transformation 43

1. *Körper:*
Das affektive Betriebssystem des Westens 71

2. *Zeit:*
Normalisierung des ›Zu spät‹ im Klimadispositiv 92

3. *Identität:*
Wärme als Konfliktsignal im Kulturkampf 116

4. *Medien:*
Bilder der Transformation 133

5. *Zeichen:*
Richtig träumen im Anthropozän 154

6. *Gedächtnis:*
Den Homo oeconomicus vergessen 168

7. *Raum:*
Das mittelmeerische Denken und der solare Wohlstand Europas 184

Transfer

Zehn Thesen und Merksätze zur Transformation

Woran sie bisher scheitert und wie sie gelingt 201

These 1: Die systemische Blindheit überwinden 202
These 2: Die utopischen Wohlstandsloyalitäten neu kodieren 204
These 3: Das dreifache Nein entkräften 206
These 4: Vom Klimamanagement zum Strukturwandel .. 208
These 5: Zukunftsbilder als Symbol und Kompass 210
These 6: Anschlussfähigkeit statt Beschämung 212
These 7: Faire Zumutungen 214
These 8: Imagination wird Praxis 216
These 9: Das DEAL-Schema führt zu nachhaltiger Transformation 218
These 10: DEAL-Denken braucht eine neue Öffentlichkeit 220
Kulturelle Innovation: Zehn Merksätze zur gelingenden Transformation 222

Zweiter Teil

Mutanfälle

8½ konkrete Vorschläge für werthafte Transformation 225

1. Verbundenheit *(Raum):*
metropa, ein europäisches U-Bahn-Netz 228
1½. Entschleunigung *(Zeit):*
Tempolimit in Deutschland 238
2½. Entgötzung und Befristung *(Zeit):*
Vollgeld für mehr wirtschaftliche Resilienz 242

3½. Gerechtigkeit *(Gedächtnis)*:
Aktienmarktsozialismus als Wohlstand für alle 247
4½. Teilhabe *(Identität)*:
Energie-Genossenschaften 253
5½. Kommunalität *(Körper)*:
Transformhäuser und Care-Freiday 257
6½. Regionalität *(Identität)*:
Neue politisch-ökonomische Wertschöpfung 263
7½. Kritikfähigkeit *(Zeichen)*:
~~Science~~-Fiction-Thinking 266
8½. Demut *(Medien)*:
Einen Film über dein Schaffen drehen 275

Ausblick
Der Regenwald im Garten 279

Nachweise 281

Danksagung 283

Literaturverzeichnis 286

Über den Autor 305

Einleitung

Kulturelle Innovation für solaren Wohlstand

Wie werthafter Wandel die Zukunft bestimmen kann

»Wir« müssen uns gegenseitig davon überzeugen, diese enorme Bereicherung [*Great Enrichment*, J.M.] für etwas anderes zu nutzen, als nur mit den Kardashians mitzuhalten, noch mehr Chips zu essen und in einer Welt des statusbestätigenden Konsums – Goldtoiletten und allem, was dazu gehört – herumzustolzieren.

McCloskey/Carden, Leave Me Alone and I'll Make You Rich

Bei kulturellem Wandel geht es zu einem großen Teil um Überzeugungsarbeit.

Joel Mokyr, Wirtschaftsnobelpreisträger 2025

Mittlerweile haben wir uns daran gewöhnt, vom abnehmenden weltpolitischen Einfluss Europas und vom Niedergang des Wirtschaftsstandortes Deutschland zu sprechen. Die globale Machtarchitektur hat sich in den Jahrzehnten seit dem *Ende der Geschichte*, das Francis Fukuyama (1989) schon im Sommer vor dem Mauerfall als Sieg der liberal-westlichen Allianz aus Demokratie, Recht und Marktwirtschaft ausmachte, dramatisch verändert. Nicht nur ist mit China als der Werkbank der Globalisierung eine Wirtschaftsmacht auf die Weltbühne getreten, die in der Verbindung von Autoritarismus und Kapitalismus hohe Wachstumsraten erzielt. Nicht nur

ist mit Russland ein geopolitischer Imperialismus zurückgekehrt, dessen ökonomische Basis der fossile Ressourcenreichtum und die Abhängigkeit der weltweiten Industrieproduktion von Öl und Gas ist. Nein, auch im ›alten‹ Westen selbst, in den USA, werden von Trump II die Fundamente dieser Allianz im Geiste einer geostrategischen Instrumentalisierung der liberalen Ökonomie in den »Geoeconomics« (Clayton/Maggiori/Schreger 2026, Mohr/Trebesch 2025) aktiv eingerissen.

Wenn man als Geo-Macht Europa von der Weltbühne gerade verschwindet, dann muss man zuvor ja zunächst einmal auf die selbige getreten sein. Dies geschah, so fasst der Wirtschaftshistoriker Sven Beckert in seiner umfangreichen Globalgeschichte des Kapitalismus zusammen, mit dem »großen Sprung« der Innovation um 1800. In den Jahren 1760–1830 wechselte der Schwerpunkt der Produktion von der protoindustriellen Heimarbeit in die Fabriken, die Industrie wurde die »Speerspitze der kapitalistischen Revolution« (Beckert 2025, 331). Die Industrielle Revolution fand vor allem in England und Schottland statt, wo Geldgeber, technisch hochwertige Maschinen und ein durch radikale politische Schritte geschaffenes Industrieproletariat zusammenkamen. In Fabriken als neuen Produktionsstätten wuchsen Wertschöpfungsgewinne und auch die Macht über den Herstellungsprozess, den ihre Besitzer »bis dahin allenfalls auf den Plantagen ausgeübt hatten« (Beckert 2025, 331).

> Im Verlauf dieses Prozesses gewann das Industriekapital eine gewaltige Kraft und durch seine spezifischen Interessen veränderten sich die wirtschaftlichen Machtverhältnisse in der ganzen Welt. Das führte schon bald zu sehr viel ausgeprägteren Hierarchien, Historiker sprechen von der Großen Divergenz. Damit ist der Augenblick gemeint, in dem ein kleiner, in Europa konzentrierter Teil der Menschheit sehr viel reicher wurde als alle anderen Menschen. (Beckert 2025, 331–332)

Unstrittig sei, so Beckert zur epochalen Weltmachtstellung Europas, »dass der rasche und anhaltende technische Fortschritt bei den Herstellungsverfahren« in einem Strauß von Einflussgrößen (Institutionen, Klima, Arbeitskräfte, Geographie, Kolonialgeschichte, »Erfindergeist« der Handwerker) der entscheidende Faktor war (332).

Wenn uns heute die existenzielle Frage umtreibt, was und wo die Fähigkeiten und Möglichkeiten der Erneuerung unserer Wohlstandskultur sind, dann ist die erste Antwort aus der Geschichte diese: *Technologie*, also das Wissen (*logos*) von den Werkzeugen (*techné*).

Aber das ist nicht die ganze Wahrheit, wie Joel Mokyr, einer der Nobelpreisträger für Wirtschaft 2025, ergänzt. Der wirklich entscheidende Faktor sei *Kultur* – nur auf der Basis von Kultur bzw. kulturellem Wandel könne Innovation stattfinden. Diese Botschaft muss, wollen wir zuversichtlich in die Zukunft blicken, in den Köpfen ankommen, in der Gesellschaft, bei den CEOs, bei den Politiker*innen, nicht zuletzt auch bei den Wissensarbeiter*innen.

Kultur ist der Treiber von Innovation

Der Wirtschaftshistoriker Joel Mokyr definiert Kultur dabei als »beliefs, values, and preferences« (Mokyr 2017, 8), also Überzeugungen bzw. Annahmen über die Welt, normative Sozialorientierungen und individuelle Vorlieben. Mokyr sieht, für einen Wirtschaftswissenschaftler erstaunlich, vor allem in den Annahmen über die Welt (*beliefs*) den Treiber von Innovation – und nicht in klassisch ökonomischen Prozessen, die er »Smith'sches Wachstum« nennt, also: »Handel, Arbeitsteilung, effektive Märkte für Arbeit, Kredit und Land und ähnliche Instrumente« (7).

Diese Annahmen (auch: Überzeugungen, Glaubenssätze) definieren die Art und Weise, wie die Menschen ihre Umwelten wahrnehmen und erforschen (»challenge nature«). Aus diesen Realitätstestungen entstehe Wissen über die Funktionsweisen der Dinge: Mokyr nennt es »nützliches Wissen« (»useful knowledge«). Dieses Wissen ermögliche es, das Knowhow des Produktionsalltags zu hinterfragen und so besser, weil innovativ im Wertschöpfungsprozess zu werden.

Bis hierher stimmt Mokyr mit Beckert überein: Entscheidend für das Verständnis des europäischen Reichtums sei das Ineinander von lokal-mündlich weitergegebenem Wissen und abstrakt-kodiertem Wissen. Mokyr nennt die erste Form »prescriptive knowledge« (Frage: wie?) und die zweite Form »propositional knowledge« (Frage: warum?). Nur, wenn beide Formen ineinandergreifen, lassen sich Verbesserungen in den Herstellungsverfahren auch überregional anwenden und so multiplizieren (Mokyr 2017, 47/48).

Auf den ersten Blick würde man sagen: So weit, so vertraut auch in unserem heutigen (Eltern-)Alltag – ›Mehr MINT-Forschung! Mehr MINT-Bildung!‹ ist fast ebenso sehr öffentliches Mantra wie der (drohende) Absturz des Landes der Dichter und Denker.

Die Gesellschaft muss ihre Annahmen ändern

Mokyrs Pointe liegt aber woanders. Es geht nicht um den Gemeinplatz, dass technisches Wissen (= Technologie) den technischen Alltag (= Industrie) voranbringen kann. Mokyr interessiert sich vielmehr für die *Voraussetzungen* einer solchen forschend-herausfordernden Welthaltung, die »Inhaltswissen« (propositional knowledge) überhaupt erst hervorbringt.

Und er findet diese Voraussetzungen in der Gelehrtenkultur der Aufklärung. Diese habe im 18. Jahrhundert einen europäischen »Raum« (265) definiert, in welchem sich Neugier, kosmopolitische Expertenkommunikation und »Überzeugungsarbeit« (siehe Kapitelmotto) zu einem hochtourigen Motor des kulturellen Wandels verbanden. Die Entstehung dieses Diskurs-Raumes habe dabei eine längere Inkubationszeit gehabt, in welcher »Kulturunternehmer« wie Francis Bacon oder Isaac Newton die Annahmen der Menschen über die Welt verändert hätten:

> Kulturunternehmer sind die Schöpfer epistemischer Bezugspunkte, an denen Menschen ihre Überzeugungen ausrichten können. Was hier vor allem zählt, ist die Überzeugungskraft – also die Fähigkeit eines Kulturunternehmers, andere dazu zu bewegen, bestehende Ansichten aufzugeben und seine Überzeugungen zu übernehmen. Dies kann jedoch nur gelingen, wenn der »Abstand« zwischen den bisherigen und den neuen Überzeugungen nicht zu groß ist. (Mokyr 2013, 3)

Um es noch einmal zu wiederholen: Das Besondere der preisgekrönten Forschung von Mokyr besteht darin, dass er nicht so sehr die Fähigkeit der Umsetzung von Wissen in Produktion (»aptitude«) betont, sondern den Kern von Innovation darin sieht, wie sich eine Gesellschaft in ihren Annahmen und Einstellungen (»attitude«) der Umwelt gegenüber aufstellt. Gilt es aktuell dringend, das europäische »Innovationsparadox« (Europäisches Parlament 2022, 3) zu erklären – Spitzenforschung und Rekordzahlen

bei Patentanmeldungen (Europäisches Patentamt 2026) führen nicht zu Produktivitätszuwachs und Wirtschaftswachstum –, so steht Mokyr eindeutig auf der Seite der ökonomischen Expert*innen, für die Technologie-Entwicklung nicht von selbst Fortschritt bringt, sondern es dafür eines kulturellen Wandels bedarf.

Die wirtschaftshistorische Perspektive auf Europa 1700–2020 lehrt, dass kultureller Wandel die technologische Entwicklung und das Wirtschaftswachstum dann vorantreiben kann, wenn drei Voraussetzungen erfüllt sind (Mokyr 2017, 19/20):

1. Die Überzeugung, dass materieller Fortschritt möglich ist,
2. die Überzeugung, dass wirtschaftlicher Fortschritt wünschenswert ist, und
3. wenn auf der Basis der Annahmen von Möglichkeit und Wünschbarkeit eine gesellschaftliche Agenda gesetzt und institutionelle Anreize (z.B. Eigentumsrechte, Förderungen) geschaffen wurden.

Alles entscheidend war im 18. Jahrhundert und ist *heute* dabei eine soziale Atmosphäre der offenen Diskussion und eine etablierte Kultur des Überzeugen-Wollens und -Könnens: »Cultural Change is to a large extent about *persuasion*« (Mokyr 2017, 20, kursiv J.M.), ich habe das Zitat schon mehrfach angebracht, weil es so zentral ist.

Veränderungen sind möglich, wenn denkbar

Versucht man, aus der Geschichte zu lernen, also Anhaltspunkte für künftige Entwicklungspfade zu finden, wie das unlängst Annette Kehnel (2021) anschaulich für Fragen der grünen Transformation getan hat, so muss man stets versuchen, die Zeit aus ihren eigenen kulturellen Voraussetzungen heraus zu verstehen. Der französische Historiker Roger Chartier hat das in seinen methodischen Vorüberlegungen zu einer Geschichte der Französischen Revolution, ganz und gar kongruent mit dem Ansatz von Joel Mokyr, treffend so auf den Punkt gebracht:

> [Es] handelt sich nun nicht mehr so sehr darum, herauszufinden, ob das Ereignis schon in den Ideen, die es angekündigt, angedeutet oder gefordert haben, gegenwärtig gewesen ist, sondern eher darum, all die Veränderungen

> in Glaubensvorstellungen und Empfindungen zu erkennen, die eine so rasche und gründliche Auflösung der alten politischen und sozialen Ordnung entzifferbar und akzeptabel gemacht haben. Der Französischen Revolution »kulturelle Ursprünge« zuzuschreiben bedeutet in diesem Sinne keineswegs, die Gründe für die Revolution festzustellen, sondern vielmehr einige der Voraussetzungen zu ermitteln, die sie möglich machten: möglich weil denkbar. (Chartier 1995, 12; im Original ohne Komma, J.M.)

Für Chartier wurde die Revolution »möglich weil denkbar«, als sich im Ancien Régime selbst eine neue politische Kultur etablierte, die das öffentlich geltende »Urteil einer Gruppe [den Enzyklopädisten, J.M.] übertrug, die in keiner Institution Gestalt annahm, die öffentlich debattierte und die souveräner war als der Souverän [der König, J.M.]« (43). Es gab also neue Möglichkeiten der innovationsfreundlichen Überzeugungsarbeit, der kulturellen Transformationsaktivität.

Mit diesen historischen Thesen zu kultureller Innovation ist der Hintergrund beschrieben, vor dem sich unsere eigene kollektive Suche nach Wegen in den solaren Wohlstand abspielt.

Die Parameter kulturellen Wandels sind also:

- Ein (Basis-)Set an Annahmen darüber, wie das Verhältnis Mensch-Natur bzw. Gesellschaft-Umwelt aussieht,
- die öffentliche Präsenz von »Kulturunternehmern«, die »epistemische Bezugspunkte« schaffen, an denen sich die Menschen mit Blick auf die Zukunftsgestaltung ausrichten,
- lebendige Diskussionsforen in einer pluralen Öffentlichkeit, in denen kontrovers, aber ausgerichtet an Wahrheit und Konsens, über Geltungsansprüche gestritten werden kann.

Ein besonderes Problem für den ZukunftsDEAL ist dabei, das kann schon diese erste Hinleitung veranschaulichen, dass superreiche sogenannte Tech-Visionäre das Meinungsbild sehr stark prägen bzw. zu prägen versuchen. Musk und Konsorten (Slobodian/Tarnoff 2026) sind Kulturunternehmer nicht in Mokyrs Sinne, sondern in einer populistischen Schwundform, wenn sie eigene Profit-Szenarien als gesellschaftliche Perspektive verkaufen. Eine solche Dominanz erschwert massiv, verunmöglicht aber nicht die

notwendige öffentliche Diskussion um neue »epistemische Bezugspunkte«, so Mokyrs Definition, also den Rahmen des Wissens für solare Praktiken des nachhaltig produktiven Lebens.

Kulturelle Innovation verstehen

Der Begriff von Kultur, der meinem Buch zugrunde liegt, unterscheidet sich dabei an mancher Stelle von den kulturanthropologischen Annahmen, die Mokyr für sein wirtschaftshistorisches Argument benötigt. So scheint es für den Ökonomen Mokyr wichtig, zwischen »Überzeugungen, Werten und Präferenzen« klar zu unterscheiden, wohl damit man den Homo oeconomicus mit seinen Präferenzen von seinen Werten (soziale Einflüsse auf Handeln) und Überzeugungen (Weltsicht, auch Religion) trennen und so sauber im Paradigma des methodischen Individualismus argumentieren kann (Mokyr 2017, 5).

Eine solche theoretische Isolierung von Kultur als Überzeugungen bzw. »epistemische Bezugspunkte« birgt nun allerdings die Gefahr, dass man sie als rein geistig oder mentalistisch (miss-)versteht und damit von der gelebten Praxis trennt nach dem Motto: Erst kommt der »Great Mindshift« (Göpel 2016), dann kommt die neue Handlung. Ein solches reduktionistisches Verständnis ist zu großen Teilen für die Umsetzungsprobleme in der Transformationsagenda verantwortlich, denn es stellt eine kognitive Veränderung vor eine Verbesserung der Alltagspraxis – ein Dualismus, den die neueren Kulturwissenschaften im Praxis-Begriff überwunden haben. Dieser Zugang über Praktiken wird im ersten Teil daher ausführlich entfaltet.

Eine solche Entwicklung hin zu einem umfassenderen und praxisadäquateren Theorie-Design findet sich nun auch in der breiteren Innovationsforschung. In den einschlägigen Publikationen herrschte lange ein Modell vor, das sich von Joseph Schumpeters Unternehmerideal der »schöpferischen Zerstörung« (2006, Original 1912 bzw. als Formulierung »creative destruction« 1942) ableitete. Im Zentrum des Innovationsmodells stand das unternehmerische Genie, das mit der Neukombination verschiedener bestehender Elemente bereits existierende Produktions- und Konsumweisen radikal verändert. Den gleichen Effekt können aber, so der Stand heute, auch technische Entwicklungsschübe auslösen, während marktgetriebene Veränderungen sich eher langsam vollziehen (Mazzarol/Reboud 2017, 19).

Dieses dreiteilige Modell – der Gründer, der Technologie-Push, die Markt-Strategie (Sundbo 1998) – wurde in den letzten Jahren weiter ergänzt um die Einflussgrößen der Gesellschaft und der Ökologie. So entstand eine »Quintuple Helix«, ein ineinander verschachteltes 5-Dimensionen-Modell, das Innovation als vernetzungsreiches Geschehen versteht (Carayannis/Campbell 2010, 62).

In einer solchen neuen, komplexen Sicht auf Innovation ist diese als *kulturelle* Innovation zu rahmen, weil sie Unternehmertum, Tech-Forschung und Marktstrategien in die Kontexte von Gesellschaft und Natur/Kultur-Aushandlungen einbettet (vgl. hierzu auch die Entwicklung des St.Galler Management-Modells: Rüegg-Stürm 2002, 88f.). Als Teil eines sehr grundlegenden Paradigmenwechsels vom Silo-Disziplin-Denken zu einem interdisziplinär-hybriden Verständnis von Wissen zielt ein solches Innovationsmodell darauf ab, so Kochetkov (2023, 268) zusammenfassend, »mittel- und langfristig die Voraussetzungen für eine nachhaltige Entwicklung von Gesellschaft, Wirtschaft und Demokratie zu schaffen und weiterzuentwickeln«.

Interessant an dieser Weiterentwicklung ist dabei, dass man an die Stelle des Unternehmers/Gründers – also desjenigen, der Neukombinationen als schöpferische Zerstörung des Bestehenden initiiert – auch »den Staat« setzen kann. Der Klimastaat, Ökostaat, Umweltstaat oder der »Grüne Staat«, wie zuletzt Kus/Jackson (2025) einen in Sachen Nachhaltigkeit aktiv gestaltenden Staat nannten, hat dabei drei zentrale Aufgaben:

- Dekarbonisierung (Emissionsreduzierung),
- Anpassung an den Klimawandel (Städte, Infrastruktur) und
- Gestaltung einer fairen Transformation (sozialer Ausgleich) (Kus/Jackson 2025, 290).

In einer solchen Konzeption tritt dann der Staat als Unternehmer auf, der durch gesetzliche Rahmungen und Förderstrukturen einen mehr oder weniger radikalen Wandel in Richtung Nachhaltigkeit anstößt bzw. anzustoßen versucht, wie das Scheitern des sogenannten Heizungsgesetzes und damit verbunden der Ampel-Regierung drastisch gezeigt hat. Die Möglichkeiten eines solchen Impulses sind eben, das zeigt das Modell anschaulich, im-

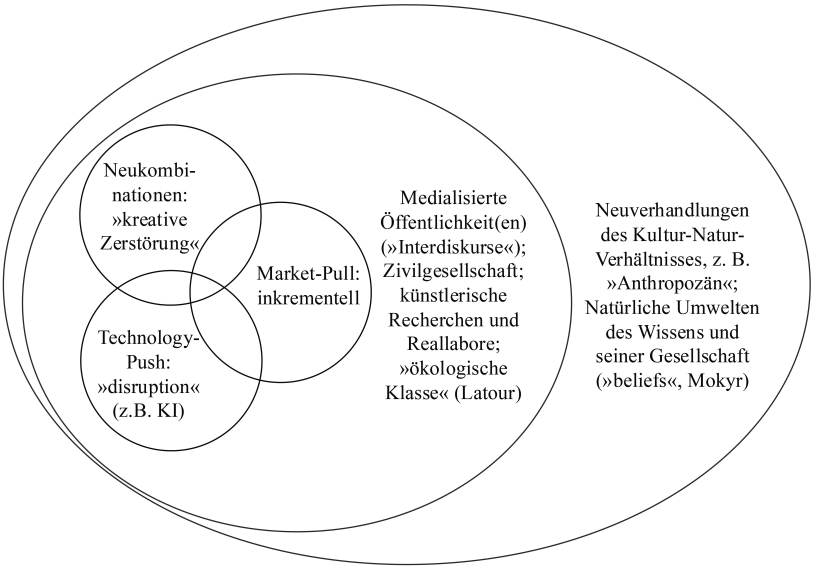


Abb. 1 Das 5-Dimensionen-Modell der kulturellen Innovation
Quelle: Eigene Darstellung auf der Basis von Sundbo 1998, Carayannis/Campbell 2010 und Kochetkov 2023

mer rückgekoppelt an die anderen Dimensionen mit ihren jeweiligen Eigenlogiken.

Aus der anderen Wirkrichtung, also nicht von oben (Staat), sondern von unten (Community), lässt sich mit neuerer Forschung zudem aufzeigen, wie effektiv Projekte zum Beispiel in der Entwicklungsarbeit sind, die lokal konkrete Verhaltensweisen ändern. Der »Positive Devianz«-Ansatz (Singhal/Svenkerud 2018) stellt sich dabei den zwei vorherrschenden Annahmen entgegen, dass a) Wissen vorab vorhanden sein muss, bevor Veränderung beginnt; und b) dass dieses Wissen von oben herab (*top down*) in die Gemeinschaft kommen muss.

Umgekehrt wird vielmehr ein Schuh daraus: Innovation wird hier definiert als *kontextgerechte Praktiken*, die sich durch *lokale Erprobung* und *praktische Umsetzung* verbreiten – und nicht in erster Linie als vorkonzipierte und von außen zu implementierende Programme. Auch dies entspricht, wie die integrative Entwicklung der Innovationstheorie allgemein,

einer Transformationsforschung, wie ich sie hier mit dem besonderen Fokus auf kulturellen Wandel vorschlage.

Kultureller Wandel entsteht nicht am Reißbrett

Kultur ist der entscheidende Hebel für Innovation und gesellschaftliche Transformation, das ist der Einsatzpunkt meines Buches. Gleichwohl meine ich damit auch, im Sinne von Mokyrs »Überzeugungsarbeit«, dass man eine Kultur nicht am Reißbrett in Richtung neuer Wohlstandsformen ändern kann – also weder durch den »Grünen Staat« (Kus/Jackson 2025) noch durch technische Updates noch durch Investitionsmodelle allein (vgl. auch Blühdorn et al. 2019, Blühdorn 2024). Von oben (*Institutionen*) kommt nur die Rahmung, der Alltag erdet (*mit Haltungen und Überzeugungen*) und bestimmt von unten (*konkretes Know-how*) – es ist ein vernetzungsreiches Geschehen, wie gesehen, das man aus kulturwissenschaftlicher Perspektive am sinnvollsten mit der Praxisanalyse in den Blick nehmen kann. Der erste Teil breitet daher ein Panorama von sieben Themengebieten aus, in denen sich sowohl die Widerstände im als auch die Potenziale des Transformationsprozesses zeigen lassen. Die Beobachtungen entlang der Paradigmen *Körper – Zeit – Identität – Medien – Zeichen – Gedächtnis – Raum*, die Aleida Assmann als kulturwissenschaftliche Heuristik etabliert hat (vgl. Assmann 2011), erhellen so auch die Forschung im Feld der *Transition* oder *Transformation Studies*, in denen häufig genau das kollektive Tun theoretisch unterbelichtet bleibt, welches es eigentlich zuvörderst zu ändern gilt. Im Anschluss an die sieben Kapitel, die auch in unterschiedlicher Reihenfolge gelesen werden können, fassen zehn Thesen die Erkenntnisse des ersten Teils zusammen und pointieren sie in Merksätzen.

Damit die Rede vom möglichen *gewollten* Wandel – denn der mitunter chaotische Wandel umfängt uns ja jeden Tag! – kein substanzlos-gutgemeintes Blabla bleibt, führt der zweite Teil durch eine konkrete Agenda von Veränderungen, die allesamt ohne Revolution machbar sind.

Der Kompass für diese *Tu-Du's*-Liste ist dabei der *werthafte Wandel* – denn eine freiheitlich-rechtsstaatliche Ordnung muss nicht nur *wehrhaft* gegenüber ihren inneren und äußeren Feinden auftreten, sondern auch und vor allem in ihren alltäglichen Handlungen *werthaft* sein, sonst ist sie nicht (mehr). Zur Klärung, was genau damit gemeint ist, entfaltet der zweite Teil

eine imaginäre Landschaft des Zusammenlebens, in welchem die Werte *Verbundenheit, Entschleunigung, Entgötzung und Befristung, Gerechtigkeit, Teilhabe, Regionalität, Kommunalität, Kritikfähigkeit* und *Demut* eine gelebte Gestalt annehmen könnten.

Natürlich gibt es diese Werte auch schon in unserer aktuellen Gesellschaft, sonst ginge es nicht um Verteidigung, sondern um Eroberung. Aber die ruinösen Fliehkräfte aus ungerecht verteilten Globalisierungsgewinnen, der imperialen Tech-Dominanz der M7 (*Magnificent Seven*: Google, Apple, Meta, Amazon, Microsoft = GAFAM + Nvidia + Tesla) und der Macht spekulativer (und häufig unbesteuerter) Kapitalströme stellen die praktisch-unternehmerische Demokratie, in der Bürger*innen politisch, ökonomisch und sozial handeln und sich dabei als aktiv und selbstwirksam erleben können, radikal in Frage. *Nota bene*: die unternehmerische Demokratie meint *nicht* die „marktkonforme" parlamentarische Mitbestimmung, von der Angela Merkel 2011 sprach, sondern ein lebendiges Gemeinwesen, in dem die Bürgerinnen und Bürger etwas unternehmen, sich beteiligen und engagieren, »Gutes tun« (vgl. Gabriel 2024).

Werthafter Wandel, klingt gut, aber was heißt das genau? Die Diskussion um das Werthafte scheint immer dann hochzukommen, wenn der Begriff des Fortschritts problematisch wird (vgl. hierzu Yoran 2025, 39; Reckwitz 2024, 120). So stellte der Soziologe Claus Offe bereits vor über vierzig Jahren im Hinblick auf den beginnenden Siegeszug der Grünen fest, dass diese einer Form von Rationalität anhingen, die sich auf »das Bewahren *werthafter* Bestände, nicht das Bewirken von ›Fortschritt‹« richte (Offe 1984, 14, kursiv J.M.).

Es sei »die Utopie einer Null-Option«, die nichts Neues mehr brauche, so Offe in den 1980er Jahren, es gehe um ein alternatives Leben in dem Versuch, so wenig wie möglich zu schaden, irreversible Verluste z.B. in der Natur zu vermeiden und Einschnitte bei sozialer Gerechtigkeit und Menschenrechten zu minimieren (das sind heute die Grundzüge einer Ethik des Reparierens, vgl. Kapitel 1.2). Die Ambivalenz dieser Haltung liege dabei darin, so Offe, dass diese werthafte Rationalität zwar einerseits das hemmungslose und zerstörerische Wachstum ablehnt, andererseits aus dem bürgerlichen Konsumleben aber auch nicht wirklich aussteigen wolle. *Klingt irgendwie vertraut*. Man bevorzuge daher die Notbremse, wie ein Kommentar zum Protest

gegen das seit 2010 laufende Mega-Mobilitätsprojekt »Stuttgart 21« unter Rückgriff auf Offe und Walter Benjamin ausführt:

> Von Walter Benjamin stammt dazu der passende, ins Konservative gewendete Revolutionsbegriff: »Marx sagt, die Revolutionen sind die Lokomotive der Weltgeschichte. Aber vielleicht ist dem gänzlich anders. Vielleicht sind die Revolutionen der Griff des in diesem Zug reisenden Menschengeschlechts nach der Notbremse.« In Stuttgart ziehen Bürger die Notbremse, denen es graut vor der Bahn und den Baggern. (Schulz 2010)

Die Welt soll in dieser Notbremsen-Weltsicht überschaubar bleiben, das Kleine, Regionale und Partizipative im Vordergrund stehen – nicht die Investoren, nicht die Ingenieurinnen und auch nicht die profilierungsneurotischen Politiker*innen. Was ein wenig nach typisch deutscher, technikkritischer Romantik (vgl. Berlin 2004) und weltfremder Vorgarten-Idyllik klingen könnte, ist in diesem Buch natürlich nicht gemeint! Die aufgebauschten Debatten um das vermeintliche Schreckgespenst eines Lebens auf den Bäumen, ohne Medikamente und ohne Leberkäs-Semmel, haben uns schon viel zu viele Jahre und Feuilleton-Stürme im Wasserglas gekostet. Die Lage ist ernster und komplexer, als dass sie mit den drei prototypischen Zukunftsszenarien zu beschreiben wäre, die Robert Crumb 1981 der kolorierten Fassung seines Cartoons *A Short History of America* beigab:

> 1. Worst-case-Szenario, ökologische Katastrophe, 2. Die fröhliche Zukunft: Die Hightech-Lösung greift um sich, 3. Die ökotopische Lösung. (Crumb zitiert nach Schneider 2018, 283)

Die Welt von morgen wird irgendwo dazwischen liegen und die aktuell eigentlich spannende Frage ist die nach den Verfahrensbedingungen, wie ›wir‹ als Deutsche bzw. ›wir‹ Europäer mit unserem globalpolitisch herausgeforderten Kontinent auf die multiplen Krisen reagieren, die zu einer im tiefsten Inneren *entsicherten* Gesellschaft geführt haben.

Kulturelle Innovation und ihr Kontext: die entsicherte Gesellschaft

Der Begriff der »entsicherten Gesellschaft« nimmt eine Beschreibung Wilhelm Heitmeyers aus dem letzten Band der Langzeitstudie Deutsche Zustände (2011) auf, in der er rückblickend auf die Nuller Jahre von einem »entsicherten Jahrzehnt« und einem »entsicherten Bürgertum« sprach, das sich in neoliberaler Leistungsideologie von sozial Schwächeren abgrenze und diese ausgrenze. Der Begriff findet sich dann 2023 wieder als »entsicherte Marktförmigkeit« in einer der Mitte-Studien der Friedrich-Ebert-Stiftung, die mit den jährlichen Untersuchungen zu den *Deutschen Zuständen* zusammengeführt wurden. Bezeichnete die »entsicherte Marktförmigkeit« den Nährboden für einen libertären Autoritarismus, wie er etwa von Amlinger und Nachtwey (2022) beschrieben wurde, so fasst das Online-Glossar der Ebert-Stiftung die »Entsicherung« noch wesentlich breiter:

> Die Entsicherung beschreibt ein Gefühl von Unsicherheit und Kontrollverlust angesichts von multiplen Krisen in der Gegenwart. (Ebert-Stiftung 2025)

Das ist zunächst kontraintuitiv. Das Gefühl der Unsicherheit und des Kontrollverlusts, das nennt man doch »Verunsicherung«, oder nicht? Niemand würde auf der Straße sagen: ›Die Begegnung hat mich jetzt aber entsichert‹ – verunsichert, ja, aber entsichert? »Entsicherung« klingt also zunächst merkwürdig und sperrig, ist aber für meinen kulturwissenschaftlichen Zugang sehr brauchbar, weil er den soziologisch allgegenwärtigen Krisen-Diskurs (von der »Vielfachkrise« bis zur schon zitierten »Systemkrise«) mit einer Emotion bzw. einer kollektiven Gestimmtheit verbindet und das Moment der bewussten (Los-)Lösung und Scharfstellung hervorhebt: Man entsichert auch eine Waffe.

Alles Wohlständische verdampft im neuen solaren Wohlstand

Um genau diese gefühlsethischen Komponenten des kulturellen Wandels präzise in den Blick nehmen zu können, möchte ich den Neologismus »das Wohlständische« einführen, in Anlehnung an die berühmte Marx/Engels-Passage aus dem *Manifest der Kommunistischen Partei* von 1848, das da lautet:

> Alles Ständische und Stehende verdampft, alles Heilige wird entweiht, und die Menschen sind endlich gezwungen, ihre Lebensstellung, ihre gegenseitigen Beziehungen mit nüchternen Augen anzusehen. (Marx/Engels 1974, 465)

»Das Wohlständische« bezieht sich strukturell auf das »Ständische« und funktioniert sprachlich wie »das Verschwenderische« in Bezug auf »die Verschwendung«. Das Wohlständische ist eine zum Kollektivgefühl verdichtete Lebensform und mehr als eine »mentale Infrastruktur« (Welzer 2011). In dieser Lebensform haben routinisierte Gewohnheiten eine unmittelbare Plausibilität und Legitimität, ›fühlen sich richtig an‹ (vgl. Jaeggi 2013, Simonis/Dietl/von Hagen 2021). Dieses Wohlständische lässt sich als affektiver Teil des »materiellen Selbst« beschreiben, womit der Konsumforscher Frank Trentmann (2017, 312) die im Lauf der letzten drei Jahrhunderte gewachsene Objekt-Bindung der modernen Identität benennt. Es lässt sich zudem als affektive Logik des »Phantombesitzes« begreifen, mit dem Eva von Redecker (2020, 32 und 75) den Anspruch des modernen Subjekts auf allgemeine Verfügbarkeit der Umwelt bezeichnet.

Von Trentmann übernehme ich die Betonung der Materialität und der konkreten Dinghaftigkeit der Konsum-Objekte, möchte aber mit dem Fokus auf den *Wohl*-Stand noch stärker den Aspekt des Gut-Fühlens und Gut-Findens hervorheben. Und bei von Redecker leuchtet mir die Betonung des Chimärisch-Fiktionalen ein, das im Kern letztlich eines jeden überzeitlichen Anspruchs eines endlichen Wesens steckt. Allerdings unterscheidet sich das Wohlständische vom Phantombesitz dadurch, dass es keine *leere*, falsch-illusorische Forderung ist, sondern auf einer gelebten Erfahrung, einer subjektiv sehr positiven Leistungsbilanz beruht – wie auch immer diese kollektiv korrigiert werden muss.

Das Wohlständische ist die Affektform der Geschichte der Überwindung des Mangels. In dieser Affektform sind wir in utopischer Loyalität gebunden, wie ich gleich zu Beginn des folgenden ersten Teils (im Kapitel 1.1) ausführlich erläutere. Die liberale Handelsgesellschaft hat für viele so viel Reichtum generiert, dass das Wohlständische ebenso zur gefühlsethischen Norm werden konnte wie das »Ständische« noch bei Marx und Engels, als die höheren Kreise des Adels stets genau körperlich ›wussten‹, warum